

Jenny
Diski

Küsse &
Schläge



Roman


Klett-Cotta

ihrem Spiegelbild zu. Joshua würde das Sweatshirt gefallen, die weite Hose weniger. Sie würde es mit Shorts tragen, wenn er das nächste Mal kam. Das würde ihm gefallen.

»Wann, zum Teufel, hört das endlich auf«, murmelte sie. »Ich kann mich nicht mal anziehen, ohne an ihn zu denken.«

Es gab wirklich keine Stunde am Tag, da sie nicht an Joshua dachte, während er, das wurmte sie immer wieder, keinen Gedanken an sie verschwendete, höchstens fünf Minuten, bevor er sie anrief. Wie oft in drei Jahren konnte man seine Gefühle für jemanden überdenken? Unzählige, unzählige Male, so schien es. Auch wenn man dabei nie zu einer befriedigenden Lösung kam, wenn die Fragen an sich schon sinnlos waren. Sie war ganz offensichtlich besessen, doch das war wohl, was andere Leute Liebe nannten.

Sie selbst konnte das nicht so nennen, und sollte es dennoch Liebe sein, so stimmte irgendwas nicht mit der Welt. Niemand, der halbwegs bei Verstand war, würde Lobeshymnen auf das singen, was sie für Joshua empfand. Niemand käme auf die Idee, ein Gedicht oder Lied darüber zu schreiben, einen romantischen Film darüber zu drehen. Joshua war eine Katastrophe, die ihr widerfahren war, ein wachsender Tumor, mit dem sie unwillig zu leben gelernt hatte. Joshua war ein Desaster, und als ein solches empfand er sich auch selbst. Sie konnte bei Gott nicht behaupten, Vergnügen an ihrem Verlangen zu finden. Sie wollte ihn, brauchte ihn, um mit ihm zu reden und zu lachen, um von ihm gefickt und geschlagen zu werden, doch von Liebe mit einem großen L konnte hier wirklich nicht die Rede sein. Und sie

wollte auch seine Socken nicht waschen, nicht für ihn kochen, nicht morgens an seiner Seite aufwachen, oder? Oder? Blöde Frage, er war ja nicht wirklich da. Er war ausgehöhlt, ein entleerter Mann.

»Mehr als du siehst, ist nicht da«, hatte er einmal warnend zu ihr gesagt.

Das stimmte. Er war eine leere Schale, die ihre Bedürfnisse befriedigte, weil sie auch seine Bedürfnisse waren. Mehr steckte nicht dahinter. Und was, wenn diese leere Schale nun ein Vergewaltiger war, eine wahre Gewalt der Zerstörung dort draußen in der Welt, was bedeutete das für sie? Was hatte es zu bedeuten, dass sie so was überhaupt für möglich hielt? Sie war sich nicht einmal sicher, ob es ihr etwas ausmachen würde, wenn er's wirklich getan hatte.

Das Telefon läutete. Sie wusste, es war

nicht Joshua.

»Wollte mich nur schnell erkundigen, ob Sie okay sind, Mrs. Kee. Nicht schwanger oder wieder mal in Flitterwochen?«

Es war Donald Soames, Leiter des lokalen Nachhilfezentrums. Rachel war von der Jugendfürsorge als Privatlehrerin für Kinder angestellt, die, aus welchem Grund auch immer, nicht zur Schule gingen. Es waren meist Jugendliche, die wegen asozialen Verhaltens die Schule hatten verlassen müssen, andere warteten darauf, in Sonderschulen für geistig oder körperlich Behinderte aufgenommen zu werden. Rachel bekam meist die »Asozialen«. Donald Soames meinte, sie käme besonders gut mit schwierigen Kindern zurecht, und übertrug ihr oft die Fälle, die andere Lehrer abgelehnt hatten. Manchmal klappte es, manchmal

nicht. Auf jeden Fall hatte sie's mit der Zeit satt, sich mit Problemkindern rumzuschlagen; Idealismus und Energie waren weg, es war mehr oder weniger ein Broterwerb, der es ihr ermöglichte, sich ausreichend um Carrie zu kümmern.

Sie spürte, wie sich ihre Kiefer aufeinanderpressten.

»Keine Angst, Donald, alles beim Alten.«

»Gut zu hören. Man weiß ja nie nach der langen Sommerpause. Dann könnten Sie sich also wieder um unsere kleine Michelle mit ihren großen Problemen kümmern?«

»Ja, ich komme in ein paar Tagen vorbei und stelle den neuen Stundenplan mit ihr zusammen.«

Rachel war immer etwas kurz angebunden gegenüber Donald, der sich, wenn man ihn ließ, stundenlang über die »Kerle da oben im